

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 3

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633835>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 3 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber und Verleger von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 21. Januar 1922

Winterabend.

Von Alfred Huggenberger.

Das Schneefeld gleißt im Abendschein,
Noch klingt die Axt im nahen Tann.
Gesenkten Hauptes geht seldein
Ein alter Bauersmann.

Dem Frühlingssturm hat er gelauscht,
Er sah des Sommers bunte Pracht.
Wie ist ein Jahr so bald verrauscht,
Wie fiel der Schnee so sacht!

Fern winkt ein Hüttchen, raucht ein Schlot,
Rings alles tot und eingeschneit.
Der Alte denkt an Müh und Not, —
Das Ziel ist nicht mehr weit.

Aus „hinterm Pflug“.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

Anna, die alte Magd, die mit einem Korb voll Wäsche ins Zimmer trat, hatte ihren letzten Seufzer gehört und sagte: „Sie müssen heiraten, Fräulein Martha, oder anfangen zu arbeiten.“ Martha schaute sie groß an. Da sie aber merkte, daß ihr die Tränen in die Augen schießen wollten, ging sie wieder in den Garten hinunter, zuerst ins gepflasterte Höflein mit den Ulmen und Ahornen, dann an den Blumenbeeten mit Narzissen, Tulpen und Hyazinthen und an den üppig blühenden Obstbäumen vorbei zu den Tannen, wo sie zwischen Stechpalmensträuchern, Buchsbaumbüschen und dunklen Eiben, die die ersten Sprossen zeigten wie hellgrüne Krallen, stehen blieb, um etwas Sehnsucht und Leid vom Herzen zu weinen, worauf sie gefast wieder in die Sonne trat und sich nach irgend einer Tätigkeit umsah, bis sie auf einer Bank die Gartenschere entdeckte und sofort, wie erfreut, eine Arbeit gefunden zu haben, die Zweige einiger Sträucher, die sich weit über den Weg vorstreckten, mit etwas unsicherer Hand zu beschneiden begann.

Auf der andern Seite des Rheins, im Bureau der Tunnel- und Eisenbahnbauunternehmung Pfeiffer & Co., stand der, den sie liebte, am Zeichentisch, schaute aber mehr durchs Fenster als aufs Blatt und schien am Münster gegenüber mehr Freude zu haben als an den Strichen und Kurven eines Planes, der vor ihm lag. Im Geschäft war

eine stille Zeit, die Vorschläge zu einem großen Tunnelbau in Norwegen, die das ganze Bureau wochenlang zu fiebriger Arbeit gezwungen hatten, waren vor zehn Tagen abgeschickt worden, und während man nun auf die Antwort wartete, hatte man Zeit, die kleineren Arbeiten gemüthlicher zu nehmen, und sich am hellen Tage ein Stündchen Nachdenklichkeit zu gönnen, ohne deswegen ein schlechtes Gewissen kriegen zu müssen.

Ingenieur Steiner war guter Laune, die Pläne zum Tunnelbau, an denen er eifriger, unermüdlischen Anteil genommen hatte, waren seiner Meinung nach sehr gut ausgefallen, und am Erfolge der Firma brauchte nicht mehr gezweifelt zu werden. Das aber würde wohl nichts anderes bedeuten, als daß man ihn mit der Leitung der Arbeit betraute, seinen Lohn erhöhte und ihn dadurch in den Stand setzte, eine Familie zu gründen. Die Zumbrunners an der Hebelstraße würden wohl nichts dagegen haben, wenn er um die Hand ihrer Tochter anhielt.

Er hatte nicht immer so vorsichtig gerechnet. Früher hatte er gemeint, daß die Liebe vor der Arbeit käme, ja, daß alle Arbeit unmöglich wäre, ehe nicht die Liebe den Grund gebaut hätte, auf den man das ganze Leben stellte. Das war in Zürich gewesen, als er noch aufs Polytechnikum ging und mit einem fröhlichen Mädchen von Fluntern gute Freundschaft hielt, eine Freundschaft, die so treu

und beständig gemeint war, daß sie sich eines Abends im Bewußtsein ihres aufrichtigen Willens und aus unwiderstehlichem Trieb nach Offenheit ihren Eltern anvertrauten. Die Mutter, eine stille, kleine Frau, hatte sie mit klaren Augen wohlgefällig angeblickt, der Vater aber, ein großer, ernster Mann, hatte mit dem Kopfe genickt, als hätte er früher oder später etwas Derartiges erwartet, und ihnen dann eine Rede gehalten, die ihr unbekümmertes Verliebtsein auf einmal in den Ernst des Lebens rückte, es unbarmherzig und rücksichtslos beleuchtete, seine Unmöglichkeit und Gefährlichkeit klarstellte, und mit der bestimmten Aufforderung schloß, der heutige Abend möge vorläufig ihr letztes Beisammensein gewesen sein. Wenn er, der Student, einmal ein Mann geworden sei, der Frau und Kind zu ernähren vermöge, dann stehe es ihm frei, wieder zu kommen und seine Frage zu erneuern. Bis dahin aber wünsche er ihm und seiner eigenen Tochter die ungestörte Ruhe verständiger Arbeit, denn so komme man am weitesten. Je besser und emsiger man arbeite, desto schneller dürfe man daran denken, eine Familie zu gründen. Denn das Wesen und die Absicht der Liebe sei das Kind, wenn auch die Natur ihren Zweck unter gar hübschem Getu und mancher süßen Freude versteckt habe.

So sprach der große, ernste Mann und reichte ihm danach seine gute, feste Hand, dankte ihm für seine Aufrichtigkeit und sprach die Erwartung aus, daß er sich nun auch ebenso aufrichtig und ehrlich den Anforderungen und Vorschriften fügen möge, die er in seinem und seiner Tochter Interesse für nötig erachte. Verwirrt hatte er die Hand gedrückt und ja gestammelt, während das Mädchen an der Mutter hing und schluchzte, und auch die stille, kleine Frau Tränen in den Augen hatte.

Beschämt und zornig, dann und wann auflachend, um sich nicht allzu sehr schämen zu müssen, war er den steilen Berg zur Stadt hinunter gestapft. Aber die milde, freundliche Art des erfahrenen Mannes war in ihm lebendig geblieben und hatte keinen rechten, frechen Troß in ihm aufkommen lassen. Wäre er angeschrien und beschimpft worden, so hätte er wohl die Eltern betrogen und sein Glück im geheimen gesucht und gefunden. Aber jene Rede ließ sich mit gewagten Streichen und hinterlistigem Wesen nicht auf die Seite wischen, sondern blieb bestehen als die ernste, wenn auch etwas kalte und unmenschliche Verkündung einer Lebenswahrheit, die nicht verleugnet werden konnte, obwohl ihre Befolgung dem Alter leichter werden mochte als der Jugend. So hatte er denn von jener Zeit an dieses Mädchen nicht mehr getroffen, so schwer es ihm auch im Anfang gefallen war. Nach zwei Jahren aber war ihm ihre Verlobung mitgeteilt worden, und von da an hatte er versucht, nicht mehr an sie zu denken und sich vor jedem Verliebtsein in acht zu nehmen, ehe er nicht so viel verdiente, daß er als selbständiger Mann einem Weibe nicht nur seine Liebe, sondern auch die Sicherheit eines wohlversorgten, gutbegründeten Lebens anbieten konnte.

Nun war diese Zeit gekommen, und mit Freuden dachte er an die stolze, große Martha Zumbrunner, die ihm gerade aus dem rechten Holz geschmitten zu sein schien, um eine gute aufrechte Gattin zu werden. Gerade ihre Zurückhaltung, aus der trotz allem die Liebe sprach, hatte ihn

erfreut, denn sie verriet Selbstzucht und Selbstbeherrschung und eine gute, tüchtige Rasse, die etwas auf sich hielt. Und der Ingenieur Steiner schaute zum Münster hinüber und träumte von Orgelklang, denn seine Hochzeit sollte eine schöne Feier werden, und träumte auch noch etliches dazu, doch nicht allzuviel, denn er war ein vernünftigen Mann, der sich einen klaren Kopf bewahren mußte, so lange er im Bureau war.

So stand es an jenem allzu sonnigen Apriltag um vier von all denen, die sich gerade lieben mochten in der schönen Stadt Basel.

Herrlicher und prächtiger wurde die Welt, je länger die Sonne über den Himmel ging. Millionen von Blattknospen zerprangen, als hätte man hinter den Hüllen eben so viele Pulverladungen angezündet. Tausende und Aber-tausende von Blüten öffneten sich mit jeder neuen Stunde, und ihre süßen Düfte stiegen auf wie eine Wolke. Von der Rheinebene her, vom Jura her schwebten sie heran, mengten sich mit den Lüften der Stadt, kämpften und kämpften, erhielten immer neuen Zugang und besiegten endlich alles Uebelriechende und Abgestandene, daß die ganze Stadt nach Blüten duftete, und die Leute im engsten Gäßlein schnuppernd die Nase gen Himmel streckten, als witterten sie irgend einen Kirschbaum, und doch nur graue Mauern, trübselige Geranien und ein paar Duzend Windeln entdeckten konnten.

Dieser Blütenduft aber, vereint mit Sonnenschein und wohliger Wärme, brachte ein seltsam erregtes Leben in die Straßen und auf die Plätze. Die Füße der Alten und Jungen hoben sich schneller, krumme Rücken reckten sich, Hälse streckten sich schlank und stolz. Die Jünglinge und Männer kriegten etwas Herausforderndes und Mutiges, die Mädchen und Frauen wurden gleichsam schöner, als sei die Luft ein Jungbrunnen geworden, in dem sich Häßlichkeit und Müdigkeit verlor. Das Luten der Automobile tönte festlich wie Trompetenstöße, und das Klingeln der Trambahnwagen gewann einen ganz besonderen, fröhlichen Klang, daß man es um alles auf der Welt nicht hätte missen mögen. Niemand würde sich gewundert haben, wenn plötzlich blaue und weiße Blumensterne zwischen den Pflastersteinen in die Höhe geschossen wären, wenn das eiserne Gitter am Rathaus zu blühen angefangen hätte, und wenn an den hohen Münstertürmen aus rotem Stein plötzlich Rose um Rose entsprungen wäre. So sonnig war der Tag, daß selbst die dicksten Mauern den Frühling hindurch lassen mußten. Alte mürrische Staatsbeamte, die schon monatelang kein freundliches Wort mehr geäußert hatten, begannen ganz ohne Grund zu lächeln und bewältigten im Nu eine Arbeit, für die sie sonst zehnmal so viel Zeit brauchten. Und die Schneider im Zeughaus, die sonst gar lahm herumschlurften, gingen an zu laufen, als hätte man einen Mobilmachungsbefehl an die Plakatsäulen gekleistert.

Da hielt auch Rösli Geiger das Stillstehen nicht mehr aus, und heissa hüpfte sie über spitzen Schotter und tiefe Wagengeleise den Berg hinunter, warf die Gartentüre des Landhauses „zu den drei Rußbäumen“ weit auf, stürmte in ihr Zimmer, hatte im Nu einen Hut auf dem Kopf und eine Tasse über dem Arm, rief in die Küche, sie müsse in die Stadt, sie habe ein Notenheft vergessen, und war schon weit weg, eh' die Mutter ihr ein Wort hätte nach-

rufen können. Statt dessen rauschte ihr der Bach, der aus dem stillen Tale hinter dem Schlosse kam, ein fröhliches Lied zu. Ein Brunnen sprudelte ihr verschwenderische Lebenslust entgegen, schon leuchtete und glänzte der goldene Kranz des „weißen Rösli“ und bescheidener und dunkler der grüne Vorbeer des „Dachsen“. Von rechts schaute zwischen zwei Häusern die Ruine Reichenstein auf sie herunter, und gelb und breit grüßte der riesige Steinbruch auf der Höhe. Und da stand sie schon beim alten, schönen, weißen Altwiberhause mit roten Tür- und Fensterumrahmungen, Frauen saßen auf Stühlen im Grase gemütlich und fröhlich umher, und Rösli nickte ihnen zu. Als aber eine magere Jungfer wie eine wandelnde Bohnenstange um die Ecke kam, Arm in Arm mit einer kleinen Person, die an einem großen Kropfe gar schwer zu tragen hatte, lief Rösli schnell davon, und war froh, daß gerade die elektrische Straßenbahn kam, um sie durch die nimmermüde Pracht der Kirschbäume tausend davon zu führen. Da waren sie schon in Münchenstein mit dem verlotterten Schloßlein zwischen all dem alten, häßlichen Arbeiterhäuserpaß, armes Mischenbrödel du. Jetzt grüßte ein turmartiges Rebhäuschen auf sie herab: Dort oben mit ihm zu wohnen, ach ja. Jetzt rauschte die Birs, jetzt öffnete sich der Blick auf den hellblauen Schwarzwald, Kulisse hinter Kulisse, links der helle Tülingerhügel und rechts der dunkle Hornfels, vorn die ragenden, feierlichen Pappeln des Schlachtfeldes von St. Jakob. Und das Tram trug sie an Arbeiterhäusern vorbei auf eine höhere Terrasse, auf daß sie noch besser sehen könne, wie schön das Land sei. Aber schon nahte die Häßlichkeit der Stadt mit weiten Bahnhofsanlagen und als sie vor dem Wolkogottesacker den Kopf drehte, um nicht an Tod und Grab denken zu müssen, sah sie bloß auf gewaltige, schwarze Kohlenhaufen, daß sie froh war, als sie endlich in die vornehme St. Jakobstraße hineinführen. Als sie aber am Denkmal anhielten und Rösli wohl zum hundertsten Male den Heldenwahlspruch las: Unsere Seelen Gott, unsere Leiber den Feinden, da durchfuhr sie ein verwegener Gedanke und ließ sie nicht mehr los: Nein, nein, nicht so, nicht die Seele Gott, nicht die Leiber den Feinden, sondern ihm Seele und Leib, ihm, ihm. Ach, die armen Schweizer, die armen Eidgenossen von 1444, Rösli hatte es besser. Jetzt war sie so übermütig, daß sie sich fast zu fürchten begann. Wenn ich ihn treffe, was dann? Und wenn er sagt: „Komm, wir reisen nach Italien?“ Ach, dann reise ich mit ihm.

War es verwunderlich, daß Franz Blumer verspürte, daß sie der Stadt entgegensaupte? Pinsel und Palette schmiß er weg, riß den Hut vom Nagel, sprang die Treppe hinunter, immer drei Stufen aufs Mal, und eilte ganz unverhofft mit langen Schritten von der Gundeldingerstraße her dem Innern der Stadt zu. Erst durch den Lärm der Bahnhofsnahe, durch Rauch und Dampf und blaue Benzindampfen, dann durch die Stille der Elisabethenstraße. Und immer ruhiger und zuversichtlicher wurde er in seiner Hoffnung, daß er sie treffen werde.

In ihrem Garten an der Hebelstraße aber kämpfte Martha einen harten Kampf zu Ende. Nein, nun war es genug des Wartens, heute mußte es sich entscheiden, Glück oder Unglück. Wenn sie ihn traf, dann sollte er erfahren, wie sie ihn liebte. Und warum sollte sie ihn nicht treffen?

Ging nicht alles in die Stadt, jetzt am Abend? Mit dem Entschlusse, nicht länger die Kühle und Steife zu spielen, kam eine wohlige Ruhe über sie. Sie kleidete sich gemächlich



S. Guerzoni, Genf. — Kinderportrait. — (Siehe Text auf S. 35);

und zuversichtlich um, und ging dann langsam die Straße hinunter, in der ihre Schritte so seltsam laut schallten. Das Spital sah freundlich und wohlwollend drein, aus der Küche drang frohes Geschirrgeklapper, zufriedene alte Männer standen unter den Fenstern, und durch das Tor sah man in einen herrlichen Garten mit hellem und dunklem Grün und vielen Blumen. Ein Ort des Segens, nicht des Schreckens. Bestärkt in ihrem Vertrauen schritt sie den Petersgraben hinauf und an der Büste des freundlichen Hebel vorbei über holperiges Pflaster, las bei einem zufälligen Aufblicken verwundert die Worte: Neu-apostolische Gemeinde, und konnte nicht recht begreifen, daß die Menschen nicht genug hatten an der Liebe und immer wieder neue Sekten gründen mußten, um das Leben aushalten zu können. Dann stieg sie langsam das Totengäßlein hinunter, das ihr heute ein wahres Auferstehungsgäßlein war.

Eine halbe Stunde vorher war Herr Pfeiffer in Steiners Bureau getreten.

„Wir haben Nachricht, Herr Steiner.“

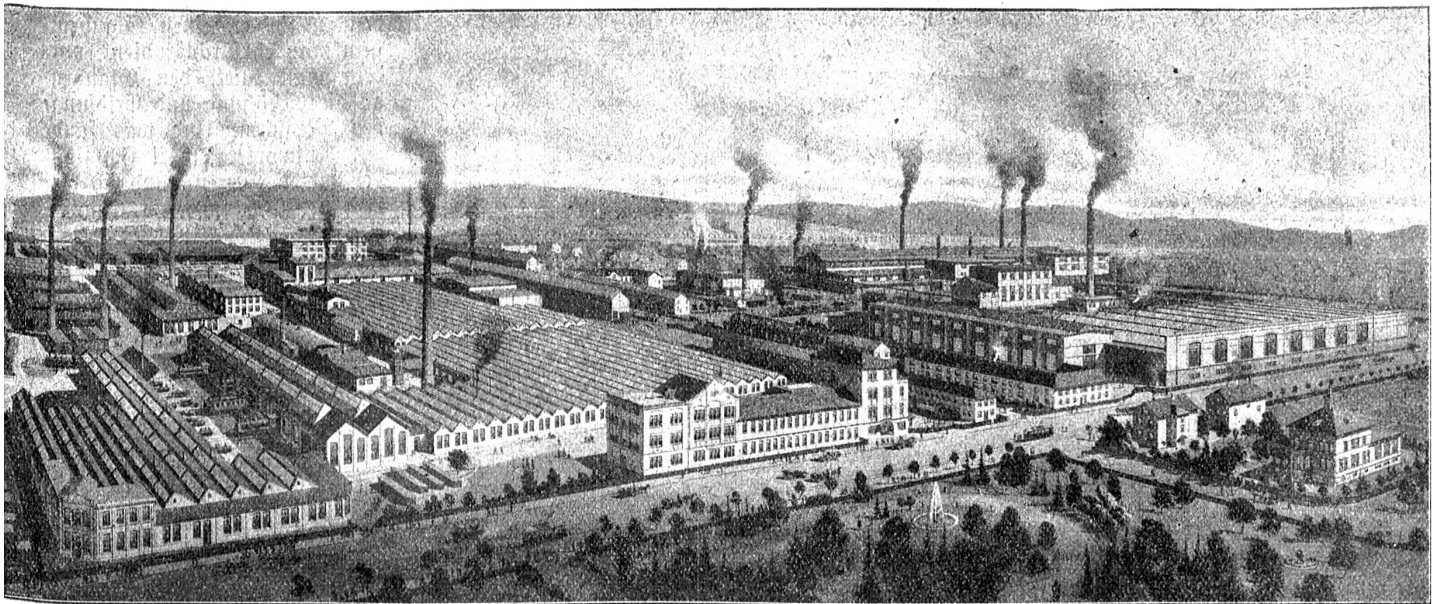
„Von Norwegen?“

„Ja, eine vertrauliche Nachricht. Unsere Offerte ist die niedrigste, die Annahme wahrscheinlich.“

Hans Steiner redete sich, jetzt mußte ja das Glück kommen.

„Und die Tunnelbauten in Graubünden,“ fuhr der Chef fort, „an die wir schon gar nicht mehr glaubten, werden uns wahrscheinlich doch übergeben. Sie können also auswählen, Herr Steiner, Norwegen oder Graubünden.“

Damit war auch für Hans Steiner die Zeit gekommen,



Schweiz. Lokomotiv- und Maschinenfabrik Winterthur. — Ansicht der Fabrikgebäude im Jahre 1921.

Bergbahnen zu. Die Firma kann hier aus dem Vollen schöpfen, fällt doch ihre Gründung ins Jahr der Eröffnung der ersten schweizerischen Bergbahn Vignau-Nigi, und war doch die erste Lokomotive, welche die Winterthurer Werkstätten verließ, für die Nigibahn bestimmt. Außerdem durfte das Geschäft Männer wie Brown, Abt und Locher zu seinen Mitarbeitern zählen. Wir entnehmen der Gedächtnisschrift, daß für Strecken mit einer Steigung bis 90 ‰ sich der gemischte Betrieb empfiehlt. Solange die Steigung unter 40 ‰ liegt, wird der Adhäsionsmechanismus eingeschaltet. Bei stärkeren Steigungen kommt der Zahnrad-Betrieb in Frage. Wenn man auch bei der Furka-Bahn mit diesem gemischten Betrieb bis auf 110 ‰ gegangen ist, so darf das Beispiel nicht zur Regel werden und es sollte, wenn das Tracé Steigungen über 90 ‰ aufweist, allgemein reiner Zahnradbetrieb in Frage kommen.

Ursprünglich wurden die Adhäsionsräder und das Zahnrad durch einen gemeinsamen Mechanismus angetrieben. In einem solchen Fall muß der Durchmesser der Adhäsionsräder mit dem Teilkreis des Zahnrades übereinstimmen. Praktisch ist aber eine solche Übereinstimmung nie von langer Dauer, wegen der natürlichen Abnutzung der Spurränze. Es ergeben sich mit der Zeit, wenn die Wadagen nicht rechtzeitig ausgewechselt werden, unangenehme Störungen, die sogar zu Rahmenbrüchen führten. Deshalb ist diese Antriebsart keine ideale. Man ist dazu übergegangen, bei neueren Konstruktionen für gemischten Betrieb allgemein separate Antriebsmechanismen für die Adhäsions- und die Zahnstangenstrecke zu verwenden.

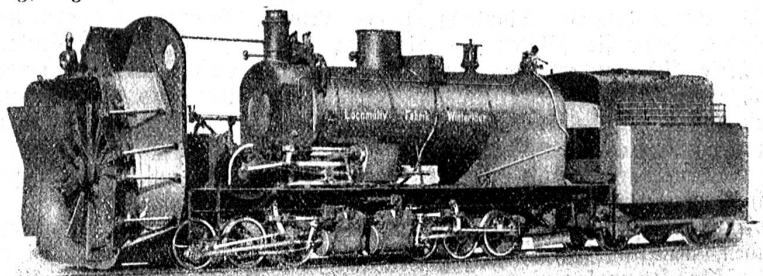
Ganz besonders eingehende Studien wurden gelegentlich des Baues der Pilatusbahn im Jahre 1886 gemacht. Die großen Steigungen, bis 48 ‰, bedingten überaus sorgfältige Vorbereitungen. Man baute in Winterthur eine verstellbare Rampe von 20 Meter Länge und stellte dort mit einem, den tatsächlichen Betriebsverhältnissen angepaßten Modell, eingehende Versuche an. Dabei stellte es sich heraus, daß schon bei einer Neigung, die erheblich unter der tatsächlichen Steigung lag, ein Aufsteigen des Zahnrades auf die Zahnstange erfolgte. Es hat sich überhaupt gezeigt, daß der vertikale Zahnradgriff nur für Steigungen von maximal 25 ‰ geeignet ist, wenn man auch in einem Sonderfall bis auf 30 ‰ gegangen ist. Das Resultat der eingehenden Versuche war, daß für die Pilatusbahn horizontaler

Zahnradgriff gewählt wurde, nach Entwurf von Herrn Oberst Locher.

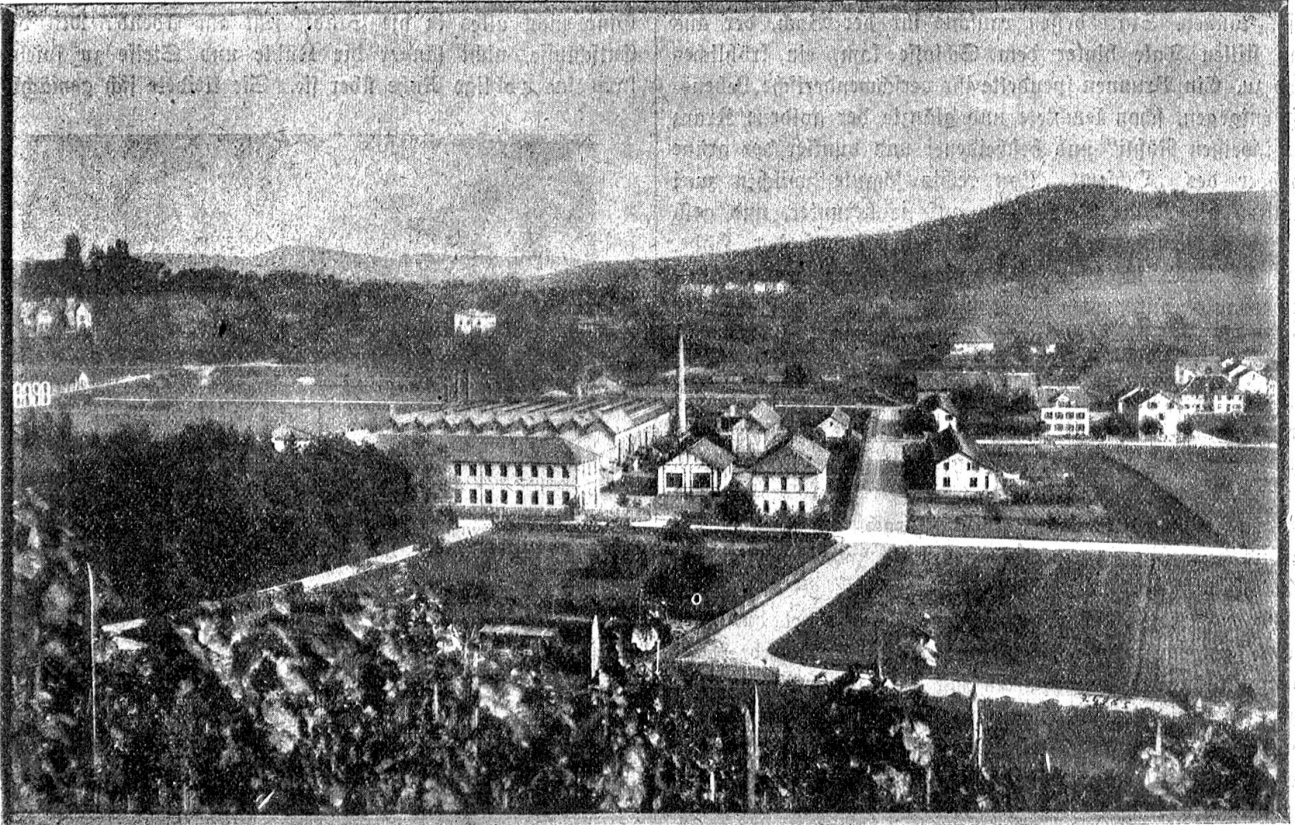
Vertikale Dampfkessel kommen, laut den Ausführungen der Gedächtnisschrift, nur bei kleinen Leistungen in Frage. Die horizontale Kesselanordnung ergibt eine viel bessere Verteilung des Adhäsionsdruckes. Um den Wasserstand nicht unter ein unzulässiges Niveau sinken zu lassen, werden die Kessel häufig schief gebaut, d. h. nach vorn gegen die Bahnebene geneigt. Bei der Pilatusbahn mußte der Kessel sogar quer zur Bahnaxe eingebaut werden mit Rücksicht auf die außerordentliche Steigung.

Für gemischten Betrieb haben bis heute 225 Lokomotiven die Fabrik verlassen, während für reinen Zahnradbetrieb 150 Lokomotiven erstellt wurden, worunter 61 elektrische. Die erste elektrische Bergbahnlokomotive gelangte im Jahre 1897 zur Ausführung und war für die Gornergratbahn bestimmt. Gerade bei Bergbahnen, mit ausschließlichem Touristenverkehr und meistens offenen Wagen wird der rauchlose, ruhige und stoßfreie elektrische Betrieb überaus angenehm empfunden, so daß dort die elektrische Traction auch dann vorzuziehen ist, wenn sich die Gestehungskosten höher stellen, als bei der Dampflokomotive.

Ich lobe mir eine Gedächtnisschrift wie die vorliegende, die nicht zuletzt in hohem Maße auch der Wissensbereicherung dient, wie die obigen, dem Inhalt entnommenen Angaben trefflich zeigen. Vor 50 Jahren ein bescheidener, aber vielverheißender Anfang, heute eine Weltfirma mit 2000 Arbeitern und Angestellten, die trotz Krisenzeit getrost die Schwelle der zweiten Jahrhunderthälfte überschreiten darf. Möge aber das Beispiel Anklang finden! Mögen noch viele Firmen an solchen



Schneeschaufler der Berninabahn. — Reiner Adhäsionsantrieb. Der Antrieb des Schlagrades erfolgt durch separate Zweizylindermaschine

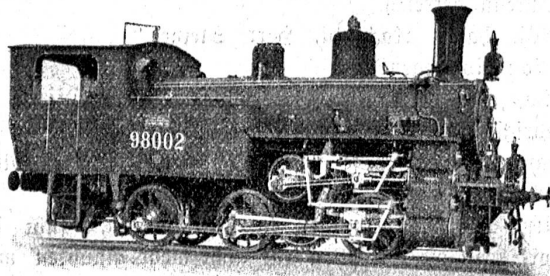


Schweiz. Lokomotiv- und Maschinenfabrik Winterthur. — Ursprüngliche Fabrikanlage.

die Arbeit an den Nagel zu hängen und den sonnigen Abend zu genießen. Bald schritt er über die Rheinbrücke, stolz und ganz besonders gefegnet, wie einer, dem von nun an das Leben zu Füßen liegt, und der nur die Hand auszustrecken braucht, um sich alles zu eigen zu machen, was er sich ersehnt. (Fortsetzung folgt.)

Fünfzig Jahre Lokomotivbau.

So betitelt sich eine schmucke und vortrefflich illustrierte Schrift, die von der im Jahre 1871 gegründeten Schweiz. Lokomotiv- und Maschinenfabrik Winterthur bei Anlaß des 50. Geschäftsjubiläums herausgegeben wurde. Die Schrift verdient volles Interesse bei Technikern und Laien, hat doch das Unternehmen die Genugtuung, daß es seit Mitte der Neunzigerjahre mit wenigen Ausnahmen sämtliche Lokomotiven der schweiz. Haupt- und Nebenbahnen liefern konnte. Die inländische Anerkennung kam allerdings erst auf dem Umweg über das Ausland, wie wir es bei uns in der Schweiz gewohnt sind. Belangreiche Aufträge von Seiten der finnischen Staatsbahnen, Mitte der Achzigerjahre, zogen vor allem die



Lokomotive der Strecke Paola-Cofenza (Italien).
Zwei getrennte Triebwerke für Adhäsions- und Zahnradbetrieb.
Das Zahnrad ist deutlich sichtbar.

Aufmerksamkeit einheimischer Bahnverwaltungen auf das lebenskräftige Unternehmen. Staatliche Lieferungen erfolgten aber auch nach Portugal, Dänemark und an französische Bahngesellschaften. Während den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens hat die Firma insgesamt 1552 Dampflokomotiven für Normalspurbahnen geliefert. Dazu kommen noch 19 Heißwasserlokomotiven und 134 elektrische.

Parallel dazu schenkte man auch dem Bau von Schmalspurlokomotiven große Aufmerksamkeit und konnte Lieferungen sowohl nach Tunesien, Aboissien, wie nach Java, Japan und Argentinien effektuieren. An solchen Lokomotiven wurden bis heute 610 Stück geliefert.

Die schmucke Broschüre enthält aber nicht nur pro domo Material sondern eine Reihe äußerst interessanter und wertvoller Abschnitte über Lokomotiven und Bahnanlagen überhaupt. So lesen wir darin, daß bei Anlaß der Projektierung der Furka-Bahn ganz eingehende Studien über die auch in Frage stehende Zusatzadhäsion gemacht wurden (dritte Adhäsionschiene). Die Berechnungen zeigten aber, daß dieses System, das in Frankreich zur Anwendung gelangte bei der Dampfbahn von Clermond-Ferrand nach dem Gipfel des Puy-de-Dôme unpraktisch und unwirtschaftlich arbeitet und in Zukunft kaum noch zur Ausführung gelangen dürfte. Viele Leser werden auch erit durch diese Jubiläumsschrift erfahren, daß der bekannte und vielgenannte Bergbahningenieur Dr. Roman Abt, nicht nur der Schöpfer einer bekannten und sehr praktischen Zahnstange, sondern auch der Konstrukteur einer vortrefflichen Bergbahnlokomotive ist. Da wir gerade Namen nennen, sei hier gleich noch der Gründer der Firma, Ingenieur Charles Brown erwähnt, der später als Direktor der Fabrik eine vortreffliche Trambahnlokomotive konstruierte und vor seinem Tode, im Jahre 1905, noch die Genugtuung hatte, seine beiden Söhne an der Spitze einer neuen Weltfirma in Baden zu sehen.

Ganz besondere Bedeutung kommt aber den durch reichliches zeichnerisches Material ausgestatteten Abschnitten über